

Runder Tisch der Religionen beider Basel und Interreligiöses Forum Basel:
Bikantonale Eröffnung der Woche der Religionen 2010
Liestal, 1. November 2010

„Gelebte Religion als Chance für die Integration?!“

von Anne-Marie Holenstein

Vor einem Jahr wären wir unbefangener an das Thema herangegangen. Vielleicht hätten wir den Titel dieses Referats nicht mit einem Fragezeichen versehen. Die Abstimmung über die Minarettinitiative stand uns noch bevor. Das Ergebnis hat uns bewusst gemacht, dass Religion in grossen Teilen der Bevölkerung zur Projektionsfläche für Verunsicherung und Ängste geworden ist. Mit diesen Ängsten kann „gezeuselt“ (d.h. mit dem Feuer gespielt) werden, indem Zeichen mit religiösem Gehalt – vom Minarett über Kopftuch bis Burka und Kruzifix – politisch instrumentalisiert werden. Aufgeregte Integrationsdebatten laufen zur Zeit auch in Deutschland, Holland und Frankreich, wobei hauptsächlich der Islam als Bedrohung dargestellt wird.

In diesem Umfeld steht das Thema des heutigen Abends, an dem wir die „Woche der Religionen“ eröffnen. „Gelebte Religion als Chance für die Integration!?“ Ausrufzeichen und Fragezeichen weisen darauf hin, dass wir uns auf kontroversem Terrain bewegen. Das Ausrufzeichen steht für die Überzeugung, gelebte Religion trage unbedingt zur Integration bei. Das Fragezeichen steht für die Skepsis: Ist gelebte Religion wirklich in jedem Fall integrationsfördernd? Klar ist, dass wir uns auf ein gefühlsmässig aufgeheiztes Thema einlassen. Ich möchte aber auch klarstellen und mit meinen Ausführungen belegen, dass es in der Woche der Religionen nicht um einen vermeintlichen Sonderfall Islam gehen darf.

Lassen Sie mich kurz begründen, warum ich heute Abend als Referentin vor Ihnen stehe. In der Entwicklungszusammenarbeit haben wir beobachtet, dass religiöse Überzeugungen für das gute Zusammenleben sowohl Chance wie Risiko sein können. In einem Projekt zwischen Entwicklungsorganisationen und der DEZA, der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit des Bundes, das ich geleitet habe, wurde diese Ambivalenz als Tatsache akzeptiert. Die Leitfrage lautete, wie ein konstruktiver Umgang mit den Chancen und Risiken von Religionen und Weltanschauungen gefunden werden kann. Dabei haben wir vor allem aus Fallbeispielen und Praxiserfahrungen zu lernen versucht.

Ich bin eingeladen worden, einige Einsichten aus der Entwicklungszusammenarbeit in den Kontext der schweizerischen Woche der Religionen zu stellen. Das will ich nun versuchen.

„Religion“- ein unscharfer Begriff

Die Woche der Religionen soll den öffentlichen Dialog zwischen Religionsgemeinschaften fördern und das Lernen voneinander und miteinander ermöglichen. Lernen besteht bekanntlich auch aus Verlernen scheinbarer Gewissheiten, damit neue Einsichten möglich werden.

Das „Verlernen“ beginnt bereits mit dem Wort „Religion“. Die Europäer erfanden diesen Begriff im Zeitalter der Kolonisierung, um fremde Gesellschaften und ihre religiösen Vorstellungen zu beschreiben. Auch die Bezeichnungen der heutigen „Weltreligionen“ haben die Europäer erfunden. Ist es nicht erstaunlich, dass Inder sich vorher selber nie als Hinduisten

bezeichnet haben? Auch die Namen „Buddhismus“ und „Taoismus“ haben die Europäer eingeführt. Alle diese Bezeichnungen werden der gelebten Vielfalt nicht gerecht.

Wenn es um den Dialog zwischen Religionen geht, sollten wir uns stets vergegenwärtigen, dass Religionen nicht nur aus ihren offiziellen Lehren bestehen. Religionen können je nach Kultur und Land unterschiedlich gelebt werden. Wir sollten sie uns nie als statisch und unveränderlich vorstellen. „Den“ Buddhismus“, und „den“ Katholizismus in Reinkultur gibt es ebenso wenig wie „den“ Islam“. Wunderbares Anschauungsmaterial hat Arnold Hottinger mit seinem Buch „Die Länder des Islam“ geliefert.

Heute Abend geht es nicht in erster Linie um die Lehrgebäude der Religionen, sondern, wie unser Titel sagt, um den *gelebten* Glauben. Wer sich diesen Realitäten annähern will, sollte darum zwischen den *institutionalisierten Religionen* mit – meist männlichen – Hierarchien, Ämtern, Kult und den Wunderwerken ihrer Architektur in Tempeln, Moscheen und Kathedralen und dem *gelebten Alltagsglauben* der Menschen unterscheiden. Dieser ist beeinflusst von Bräuchen und Traditionen, sozialem Status, Geschlechterrollen und Vorstellungen aus indigenen Kulturschichten. Die offizielle Glaubenslehre und theologische Reflexion spielen für die Art und Weise, wie Menschen ihren Glauben leben, oft eine nebensächliche Rolle.

Für die Entwicklungszusammenarbeit haben wir den Schluss gezogen, dass es wichtig ist, den Alltagsglauben der Menschen ernst zu nehmen und zu verstehen, was ihnen ihr persönlicher Glaube als Lebens- und Überlebenshilfe in schwierigen Situationen bedeutet. Wir müssen darum unsere Wahrnehmungsfähigkeit für Rolle und Wirkungen religiöser Einstellungen in den soziokulturellen Umfeldern, in denen wir leben und arbeiten schärfen. Als Methode hat sich die Erarbeitung von Fallstudien bewährt. Der Religionssoziologe Peter L. Berger bestätigt, dass es keine Alternative zu einer nuancierten Herangehensweise von Fall zu Fall gibt, wenn es darum geht, die Bedeutung der Religion in den Geschäften dieser Welt zu verstehen. Diese Einsicht könnte auch für den Umgang mit religiösen Vorstellungen in unserer Einwanderungsgesellschaft wichtig sein.

Falle Identitätszuschreibung

Als Kind habe ich Menschen aus aussereuropäischen Kulturen nur aus Missionsheften, aus sogenannten „Kulturfilmen“ mit exotischen Tänzen oder aus Globibüchern gekannt. Diese Bilder waren oft ethnozentrisch oder sogar rassistisch eingefärbt. Heute sind Menschen aus anderen Kontinenten unsere Arbeitskollegen und Nachbarinnen. Globalisierung und rasante Modernisierung haben die früher homogenen Lebenswelten durcheinander gerüttelt. Das Umfeld, in dem wir leben, ist vielfältiger und voller Wahlmöglichkeiten, aber auch unübersichtlicher geworden – vom breiten Warenangebot aus aller Welt über die Tourismuswerbung und das Internet bis hin zu den Weltanschauungen und Religionen, die in unserer Gesellschaft praktiziert werden. So viel Unübersichtlichkeit kann verunsichern!

Mit Identitätszuschreibungen versuchen wir in der Unübersichtlichkeit Orientierung zu schaffen. Ich möchte hier an eine eigene Erfahrung während einer Informationsreise in Ägypten anknüpfen. Wir recherchieren zu den Ursachen des spannungsgeladenen Verhältnisses zwischen Muslimen und Christen. Bei der ersten Begegnung mit dem Fahrer, der uns eine Woche lang durch das Verkehrschaos in Kairo chauffiert, fällt uns die Zebiba auf, der dunkle Fleck auf seiner Stirne. Fromme Muslime ziehen sich diese Beule beim fünfmaligen Beten pro Tag zu. Ist unser Chauffeur ein Strenggläubiger oder gar ein Islamist? Wir lernen Samih als humorvollen Menschen kennen, den selbst der Stau nicht aus der Ruhe bringt. Er ergreift die Gelegenheit, um uns darzulegen, dass eigentlich zwischen Muslimen und Chris-

ten kein grosser Unterschied besteht. Beide kommen einmal ins Paradies oder dann eben nicht. Wichtig sei es, die religiösen Gebote einzuhalten, also ein anständiger Mensch zu sein.

Er zeigt uns Fotos von seiner Frau. Sie trägt das Kopftuch. Offenbar ist das für sie kein Zeichen der Unterwürfigkeit. Sie ist der Chef, sagt Samih. Und der „Chef“ meldet sich tatsächlich energisch per Handy, wenn sie findet, ihr Mann komme wieder einmal zu spät nach Hause. Obwohl eine Fatwa gegen den westlich-dekadenten Valentinsbrauch verkündet wurde, schenkt er uns an diesem Tag Blumen. Je besser wir Samih kennenlernen, umso mehr facettenreicher wird seiner Persönlichkeit. Selbstverständlich ist er ein gläubiger Muslim, aber das macht nicht seine ganze Identität aus.

Ohne die Chance, Menschen näher kennen zu lernen, neigen wir dazu, sie aufgrund äusserer Merkmale wie die Gebetsbeule namens Zebiba oder das Kopftuch mit bestimmten religiösen Etiketten zu versehen.

Wir müssen alles daran setzen, Menschen nicht auf ihre Religionszugehörigkeit zu reduzieren. Was ich damit meine, wird Ihnen vielleicht bewusst, wenn ich sie jetzt einlade, kurz zu überlegen, was alles zu ihrer persönlichen Identität gehört: die soziale Herkunft, Ihre Hobbys, Ihre Biografie, Ihre Berufserfahrungen, die Art und Weise, wie Sie als Frau oder Mann ihre Sexualität leben, Ihr Interesse für Sport, Ihre Vorstellungen von Heimat und ihre politischen Ansichten, Ihre religiösen Erfahrungen, die seit ihrer Kindheit in dauerndem Wandel begriffen sind.

Menschen auf ihre Religionszugehörigkeit zu reduzieren, kann zum Fremdheitsmarker werden, der ausgrenzt. Leider gilt diese Reduktion aktuell in der Schweiz und in europäischen Nachbarländern vor allem für die Musliminnen und Muslime. Es gibt zum Glück erfreuliche Gegenbewegungen. Zum Beispiel die Film- und Veranstaltungsreihe, die während dem vergangenen Oktober in Bern unter dem Titel „Label: Muslim/a. Die vielen Gesichter des Islam“ gelaufen ist. Genau darum geht es: um die Wahrnehmung der vielen Gesichter und Individualitäten anstelle der gefährlichen Identitätsfallen.

Falle Wahrheitsbesitz

Wir alle haben es schon erfahren: Wo religiös Überzeugte beanspruchen, über die einzig richtige Wahrheit zu verfügen, führt religiöser Glaube zu Intoleranz, missionarischem Eifer, der Gemeinden spaltet, und zur Sektenbildung - und das alles im Namen *gelebten* Glaubens.

Das stellt uns vor schwierige Fragen. Sollen wir mit religiösen Eiferern, die meinen, den einzigrichtigen Glauben zu besitzen, die Zusammenarbeit suchen? Spontan suchen wir Kontakt und Zusammenarbeit lieber mit Menschen, die umgänglich sind und auch akzeptieren können, dass es andere Standpunkte als den eigenen gibt.

In der Entwicklungszusammenarbeit und humanitären Hilfe haben Untersuchungen festgestellt, dass sich Spannungen in konfliktiven Umfeldern verschärfen können, wenn man nur mit Gleichgesinnten zusammen arbeitet. Positive und negative Erfahrungen wurden ausgewertet und Methoden namens „Do no Harm“ entwickelt und getestet. „Do no Harm“ kann übersetzt werden mit „Richte keinen Schaden an“. „Do no Harm“ geht davon aus, dass es in allen Umfeldern, wo es Probleme zu lösen gibt, „Connector“ und „Divider“ gibt. „Connector“ wirken verbindend, „Divider“ vergrössern die Spannungen. Wenn man zum Beispiel in Integrationsfragen nur mit den Gleichgesinnten zusammenarbeitet, besteht die Gefahr, dass sich die unbequemen „Divider“ als Gegner radikalieren. Es muss also unbedingt versucht werden, auch „Divider“ zu beteiligen. Voraussetzung ist Vertrauensbildung, die Zeit braucht, und eine minimale Bereitschaft auch der Gegner zu Gespräch und Zusammenarbeit.

Wo der Dissens auch weltanschaulich begründet wird, liegen die kleinen Chancen auf Erfolg vor allem in der Zusammenarbeit an praktischer Themen, an denen beide Seiten ein Interesse haben. Der Einstieg mit religiösen Wertediskussionen hingegen kann zur Verhärtung der Positionen führen und sollte erst versucht werden, wenn man sich durch praktische Zusammenarbeit näher kennengelernt hat.

Ambivalenz im Umgang mit Religion

Religionsgemeinschaften und einzelne Gläubige können als „Friedensengel“ wie als „Kriegstreiber“ wirken. Alle Religionen waren im Lauf der Geschichte sowohl Quelle von Gewalt wie Anwälte von Frieden, Gerechtigkeit und Menschenrechten.

Dieses Dilemma verfolgt uns leider auch in der Gegenwart. Der amerikanische Religionsforscher Scott R. Appleby ist der Frage nachgegangen, warum Gewalt und Versöhnung in den Religionen so nahe beieinander liegen. Er stellte fest, dass aus der gleichen religiösen Gemeinschaft Terroristen und Friedensstifter hervorgehen können. Aus seinen Untersuchungsergebnissen schloss er auf die tiefgründige Ambivalenz des Religiösen und leitete daraus die Forderung ab: „Religion ist eine wirkungsmächtige Tatsache, mit der vorsichtig, selektiv und wohlüberlegt umgegangen werden sollte.“ Damit sind wir wieder bei der Leitfrage dieses Abends angelangt, unter welchen Bedingungen *gelebte* Religion zur Chance für Integration werden kann.

***Gelebter* Glaube als Chance für Integration**

Ist Ihnen auch aufgefallen, dass wir hier im Landratssaal eines Regierungsgebäudes Gastrecht haben? Der Eröffnungsanlass wird von den Fachstellen für Integration der Kantone Basel-Landschaft und Basel-Stadt unterstützt. Am „Runden Tisch der Religionen beider Basel“ arbeitet neben den Vertretungen der Religionsgemeinschaften der Integrationsbeauftragte des Kantons Basel-Landschaft mit. Geleitet wird er von der Koordinatorin für Religionsfragen der Abteilung Gleichstellung und Integration Basel-Stadt.

Widerspricht das nicht der Trennung zwischen Religion und säkularem Staat, die ein grundlegendes Prinzip unserer Verfassung ist? Wer nur die Trennung betont, übersieht die Geschichte und den Sinn dieses Prinzips. Um dieses Verhältnis zwischen weltlicher Ordnung und religiösem Glauben wurde in Europa in jahrhundertelangen Konflikten zwischen Papst und Kaiser und später in den Glaubenskriegen der Reformation gestritten. Dabei ist viel Blut geflossen. Schliesslich entwickelte sich im Gefolge der Aufklärung der Ordnungsrahmen zwischen Religion und Staat, der in unserer Verfassung verankert ist.

Es ist ein grosses Missverständnis zu meinen, diese säkulare, das heisst weltliche Staatsordnung bedinge eine ungläubige Gesellschaft oder sie schliesse die Zusammenarbeit zwischen staatlichen und religiösen Gemeinschaften aus. Unsere Verfassung befreit einerseits den Staat aus religiöser Bevormundung und andererseits kann der Staat den religiösen Gemeinschaften für ihr Glaubensleben keine Vorschriften machen. Gerade dadurch ermöglicht der säkulare Staat das gesellschaftlich fruchtbare Zusammenleben verschiedener Religionsgemeinschaften. Der Staat setzt dafür in Verfassung und Gesetzen die Rahmenbedingungen, die sie beachten müssen. Dazu gehören die individuelle Religionsfreiheit, die Meinungsfreiheit und die Anerkennung weiterer Menschenrechte.

Wir sind eine Einwanderungsgesellschaft geworden. Staat und Religionsgemeinschaften stehen vor der Herausforderung, Integration zu unterstützen. Das heisst, beide Seiten müssen alles daran setzen, angesichts der wachsenden Vielfalt von Lebensweisen und Wertvorstellungen ein gutes Zusammenleben zu ermöglichen.

Mit dem Runden Tisch wurde auf der Schnittstelle zwischen Staat und Religionsgemeinschaften ein Modell geschaffen, das die Aufgabe hat, für aktuelle Fragen Lösungen zu erarbeiten. Es geht da *erstens* um den Dialog zwischen staatlichen Institutionen und den Religionsgemeinschaften. Es geht *zweitens* um den *interreligiösen* Dialog, das heisst um den Dialog zwischen den Religionsgemeinschaften. Die Leitprinzipien des Runden Tisches betonen schliesslich noch einen *dritten*, ganz wichtigen Aspekt. Die mandatierten Vertreterinnen und Vertreter verpflichten sich nämlich, die Themen und Thesen des Runden Tisches in ihren zuständigen Gremien zu diskutieren. Das heisst, sie müssen für die Rückkoppelung innerhalb ihrer Religionsgemeinschaft besorgt sein. Tönt so selbstverständlich - und ist so schwer!

Wir alle wissen, wie schwierig und konfliktgeladen dieser Dialog innerhalb der eigenen Glaubensgemeinschaft sein kann. Ein Blick in aktuelle Leserbriefseiten oder jüngst auf den Ratsbericht zum Einbürgerungsgesetz des Kantons Zürich belegt die Bandbreite der politischen Meinungen zu Migrationsfragen, die auch quer durch die christlichen Konfessionen hindurchgehen. Gelebter Glaube muss die Konfrontation mit diesem Meinungsspektrum aushalten und gegen die Instrumentalisierung religiöser Symbole für politische Zwecke eintreten. Gelebter Glaube muss sich dafür einsetzen, dass soziale Probleme von Jugendlichen mit Migrationshintergrund nicht mit Glaubensfragen vermischt und mit dem Label „sie sind halt Muslime“ versehen werden.

Gelebte Religion als Chance für Integration geht weit über den rein religiösen Dialog hinaus, der nach Harmonie auf der Ebene der religiösen Werte sucht. Gelebte Religion heisst zum Beispiel Zusammenarbeit in sozialen und Bildungsfragen, in der Förderung von jungen Menschen mit Migrationshintergrund, heisst gelebte Nachbarschaft im Quartier. Gelebter Glaube *fördert* das Zusammenleben im Sinne des Migrationsgesetzes. Er *fordert* aber auch –von Einheimischen und ihren Glaubensgemeinschaften wie von Migrantinnen und Migranten. Diese Aufgaben dürfen wir nicht einfach an den Runden Tisch delegieren, sondern sie gehen uns alle an. Ich wünsche allen Beteiligten an der Woche der Religionen, dass sie dazu aus diesen Veranstaltungen vielfältige Inspiration und Ermutigung mitnehmen werden.

Zürich, 29. Oktober 2010

Anne-Marie Holenstein

Die Veranstalter danken der Stiftung Dialog zwischen Kirchen, Religionen und Kulturen für die freundliche Unterstützung.